



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Neulutheraner

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

welsch reden, beobachtet er „das stille Werden der Dinge, die langsam aber sicher eine neue Blütezeit der Baukunst vorbereiten. Wir warten alle auf den Meister, der das Eisen reden lehrt.“ Wir ebenfalls, aber bis jetzt vergeblich. Wir wollen ihm aber auf das Gebiet der bildenden Kunst nicht weiter folgen, er hat von ihr flüchtige Eindrücke aufgenommen und verarbeitet sie zu den seltsamsten Schilderungen, in denen alles durcheinander wirbelt, was zu ordnen und zurechtzustellen viel mehr Worte fordern würde, als der Leser Geduld hätte, sie anzuhören. Man darf annehmen, daß sich auch die Modernen, für die der Verfasser schreibt, über diese Dinge an sich, wenn darnach ihr Sinn steht, lieber aus andern Büchern unterrichten werden. Aber er will daraus auch die neue Zeit, die nächste Zukunft verstehen lehren, und dieser Lektion müssen wir allerdings noch geduldig standhalten. Man nannte das früher Philosophie der Geschichte.

(Schluß folgt)



Ein Neulutheraner



ie erfrischend wirkt doch eine geschlossene, sich selbst klare, kräftige und vollkommen aufrichtige Persönlichkeit! Wenn man auch ihre Welt- und Lebensauffassung nicht teilt, vielleicht sogar bekämpfen muß, und ganz andern Zielen zustrebt als sie, hat man doch seine Freude an ihr. Eine solche Persönlichkeit ist der dem Namen nach unbekannte deutsche Geistliche in Nordamerika, dessen Aufzeichnungen V. Rymarski unter dem Titel: Ephemeriden des Iseh Schachefeth. Aus dem Tagebuch eines Einsamen ausgewählt, vorm Jahre bei C. Bertelsmann in Gütersloh in zwei Bänden herausgegeben hat. Iseh Schachefeth heißt Mann der Schwindsucht. Was bei diesem Namen zu denken sei, will der Herausgeber der Einbildungskraft des Lesers zu erraten überlassen. Aus den eingestreuten Gedichten sieht man, daß ihm seine heißgeliebte junge Frau gestorben ist,*) und zwar, wie es scheint, in Deutschland, als er

*) Die Gedichte sind nicht durchweg tadellos in der Form, aber als Ausdruck starker und echter Empfindung wirkliche Poesie. Wohl die meisten, darunter sehr rührende und ergreifende, sind dem Andenken der Gattin gewidmet. Das folgende mag seiner Originalität wegen als Probe hier stehen, obgleich ich es nicht gerade für das schönste halte.

Bescheidner Geschmack

Man lobt des Lieben, Schönen viel auf Erden,
Es wird so manchem manches teuer werden.

schon in Amerika war, und ihm ein zweijähriges Söhnlein hinterlassen hat. Ich denke mir daher, daß die wirkliche Schwindsucht gemeint ist. Bekanntlich rafft die nicht selten ganze Familien weg. Hätte die Gattin dem Söhnlein und ihm selbst einen deutlich erkennbaren Schwindsuchtkeim hinterlassen, so wäre die Stimmung leicht zu erklären, aus der seine „Wiedergeburt“ hervorgegangen ist.

Leute, die sich ihrer Wiedergeburt bewußt sind, und Altlutheraner, wie sich die Neuutheraner nennen — beiden Klassen gehört der Verfasser dieser Ergüsse an —, machen oft, vielleicht meistens, den Eindruck von Muckern. Von muckerischem hat nun der Schwindsuchtsmann gar nichts an sich. Er ist ein philosophisch und theologisch durchgebildeter Gelehrter, dem auch die Naturwissenschaften nicht fremd sind, wohlbewandert in der schönen Litteratur und so voll Wirklichkeitsinn und poetischer Kraft, daß auch die Bezeichnung „Gelehrter“ eigentlich nicht auf ihn paßt, weil er sein Wissen nicht nach Gelehrtenart verwendet, sondern im Dienste Gottes, der ihm als einziges Lebensziel und einziger Lebenszweck übrig geblieben ist, mit überschäumender Leidenschaft und guter Laune von sich giebt. Ein paar Proben! „Daß wir zur Zeit in der Epoche der empirischen Forschung stehen, läßt sich nicht bestreiten. Daß wir aber erst das Kindesalter des Empirismus durchmachen, dürfte eine eben so unbestreitbare Thatsache sein. Denn wie das Kind zuerst die Gegenstände um sich her beobachtet und, unbewußt seiner eignen Ichheit, alles, was es wahrnimmt, objektivirt, selbst Teile seiner eignen Person, ja diese Person selber, gerade so unsre kindisch-materialistische Zeit; sie objektivirt, sensualisirt,

Der eine lobt sich Ehre und Besitz,
Es preist ein andrer Kunst und Geist und Wis.
Der eine liebt von Land zu Land zu wandern;
Ein stilles trautes Heim gefällt dem andern.
Auf schroffen Bergeshöhn liebt der zu weilen,
Der schnellen Rads durch ebnes Feld zu eilen.
Mein gusto ist bescheidener Natur.
Ich liebs, wenn früh um acht ein viertel Uhr
In seinem grünlich-grauen Amtshabit
Vors Haus der viel ersehnte Bote tritt,
Mir liebes Brieflein bringt aus fernem Land,
Von meiner holden Frauen zarter Hand,
Darinnen dann so viel und Liebs zu lesen:
Wie ihre Sehnsucht sei so groß gewesen,
Wie stark ihr Glaube und wie fest die Treue.
Vom lieben Söhnlein hör ich manches Neue;
Auch manchen lieben Elterngruß und Segen
That sie als Zugab in den Brief mir legen.
Verschwunden dann, gleichwie mit Zauberschlage,
Sind bange Not und Tod- und Lebensfrage.

naturalisirt alles, auch sich selbst, leugnet Ich, Seele, Individualität; dabei vergißt sie ganz, daß es doch eine fatale Methode des Sichselbstverleugnens ist, wenn jemand zum Fenster hinaus ruft: ich bin nicht zu Haus, und daß es gerade so bloß ein Beweis für das Vorhandensein eines geistigen Wesens ist, wenn dieses Wesen sich negirt, seine Existenz leugnet, denn zum Negiren gehört vor allem eins, das da ist, damit es sich negiren könne, ein Ich, das da sagen kann: Ich bin nur eine meiner irrtümlichen Vorstellungen, ein in mir erzeugtes Trugbild. Auf diese Geistreichigkeit läufst doch hinaus, wenn z. B. Häckel, der berühmte Häckel, der einstmalige Ablegat Seiner Unfehlbarkeit des Mr. Charles Darwin, der Entdecker oder doch Erfinder der noch berühmtern Gasträa, unsrer suppositionellen Ur-Ur-Ur-usw.-Großmutter, des Urschleimbewesens, des Ur-Bauchs, aus dem alle andern Bäuche nebst allem obern und untern Zubehör sich entwickelt haben, wenn der z. B. den Willen für eine Selbsttäuschung erklärt. Eine Selbsttäuschung wessen? Sich selbst zu täuschen, muß doch ein Selbst da sein. Diese unumstößliche Thatsache stört aber den Jenenser Propheten nicht im geringsten. Ihm ist der Wille eine Selbsttäuschung, die uns (wen?) glauben mache, daß wir etwas wollten, was doch nur die Summe der Vorgänge in den einzelnen »Blasidulen« sei, aus denen wir bestünden.“ (II, 24.) Er versteht auch allerliebste im amerikanischen und im Sudendeutsch zu plaudern und verspottet eine Äußerung des Theologieprofessors Reischle mit den Worten: O Reischle, Reischle, möchte wohl eine biedre Schwabenfrau sagen, wenn man ihr die Sache klar machte, ei du mei liebes Reischle, bischt dus Reischle, oder hascht gars Reischle!

Die volle Schale seines Zorns und Spotts gießt er über die modernen Bibelkritiker und Exegeten aus, die er ähnlich beurteilt, wie es kürzlich in den Grenzbotenartikeln über die Bibel geschehn ist. „Es mag vielleicht einer oder der andre unter uns das Unglück gehabt haben, in die deutsche Litteratur von so einem ausgedörrten und ausdörrenden Philister eingeführt worden zu sein, unter dessen Hand selbst die schönsten Blüten unsrer Lyrik zu Herbariumspflanzen, zu Heu und Stroh verdorren. Es mag auch sein, daß die Methode, die bei den aus dem Treibhaus des Seminars hervorgegangnen Volkspädagogen — oder Pädagogikern — eine besonders beliebte, die »rationelle,« »entwickelnde« geworden ist, sich besonders dazu eignet, die schönsten Dichtungsblüten schnell in nahrhaftes Heu oder solides, praktisch verwendbares Stroh zu verwandeln.*) Aber unser höherer Unterricht ist doch im allgemeinen davon verschont geblieben. Es ist schon eine Ausnahme, wenn derartig veranlagte Naturen sich dem deutschen Fach widmen, gewöhnlich gehn sie zu den Naturwissenschaftlern

*) Wie scheußlich ist es, wenn man die Kinder einer Klasse mit einem Gedicht, einem Märchen, einem Geschichtchen in andächtige oder gehobne oder heitre Stimmung versetzt hat, und der Pedant von Schulmeister beeilt sich hinterher, mit seinem: Von wem war die Rede? Wie war der Prinz? Was that er? die verdrossene Schulstubeinstimmung wieder herzustellen! Vielleicht kommt das heute nicht mehr vor, vor vierzig Jahren hab ich es öfters erduldet.

und Mathematikern. Selbst unter den klassischen Philologen, wie selten im ganzen die Kerle, die bloß an der erbärmlichen dürftigen Textkritik oder am Sprachmechanismus kleben bleiben, denen nicht das Herz aufgeht bei Homer und Sophokles, die nicht selbst so einem augustischen Braten-Barden und Hopsopeten wie dem Flaccus noch einige echte Schönheitszüge und Hoheitsgedanken abgewinnen könnten. Die meisten suchen den Geist mit dem Geist und das Herz mit dem Herzen zu erfassen. Die es nicht können oder nicht wollen, schleichen einsame Wege abseits, ihre Pygmäenstimmchen verhallen im großen Chor gott- und schönheitsbegeisterter Jünger echter Kunst und können das *καλὸν κάγαθόν* der hohen Ideen des Altertums nicht in den Staub ziehn. Was einem Schiller und Goethe, was einem Homer, Pindar und Sophokles, was selbst einem Vergil und Horaz mit Freuden zugestanden und nur verstoßen, hämisch und heimlich zu bestreiten gewagt wird, was bei der Interpretation alter und neuer Poesie das Grundprinzip ist aller Forschung und alles Lehrens: daß man dem Dichter nachzufühlen, ihn nachzudichten sucht, das ist dem Studirenden alttestamentlicher, heiliger, gottgeweihter Dichtkunst gemeinhin versagt. Man füttert den jugendlichen Pegasus mit Sägemehl und Hobelspänen wie eine Maschine. Man stutzt ihm die Flügel und sagt ihm, hier sei kein Ort zum Fliegen, sondern nur zum Pflügen." (I, 69.) Unsrer Zeit, meint er, sei eben das goldne Zeitalter der Kleinen, und nirgends habe das Spezialistentum ärgere Verheerungen angerichtet, als auf dem Gebiete der Bibelklärung. Aus diesem Spezialistengeiste erkläre sich auch die Narrheit der Shakespeare-Baconhypothese. Er charakterisirt Säger, den die Lantienen der Wollhemdenfabriken über den Spott trösten, den ihm seine Dufttheorie zugezogen hat, als den echten Jünger des Begründers der Empirie der angewandten Naturwissenschaft und ruft aus: „Und solch ein Kerl — ich meine natürlich den von Verulam — kommt in unserm »kritisch gerichteten« Zeitalter gar in den Ruf, der eigentliche Shakespeare zu sein!“ Alles Große, Gewaltige (er führt auch Bismarck an) bereite unsrer Zeit Nervenschmerzen. So habe man denn weder einen Homer noch einen Dichter des Nibelungenliedes für möglich gehalten und ihre Werke für Massenarbeit und Kompilationen erklärt. Über Shakespeare urteile man wie die Rabbiner Joh. 7, 15 über Jesus: „Wie kommt dieser zu seinem Wissen, da er doch nicht studirt hat?“ Weil Shakespeare kein Gelehrter war, müsse ein gelehrter trockner Schleicher die Werke geschrieben haben, die so viel Weisheit enthalten, da doch die sogenannte Bildung nur ein kümmerliches Surrogat des Genies sei, und dieses zwar jene, jene aber niemals diese ersetzen könne. Aus der Begeisterung des Ephemeridenmanns für alles echt Poetische erklärt sich wohl seine Vorliebe für Heine, den er oft zitirt; er findet u. a., daß dieser Jude mehr Verständnis fürs Christentum habe als Goethe, der alte Heide, und lobt ihn, daß er die rationalistische Exegese verspottete.

Grenzboten IV 1898

Als Dichtung will der Lutheraner vor allem das Sechstagerwerk gewürdigt wissen, als eine Dichtung allerdings, in der gerade wir Heutigen naturwissenschaftlich bewiesene Wahrheit zu erkennen vermöchten; wobei jedoch die Vorstellung ausgeschlossen bleiben müsse, daß Moses den spätern Geschlechtern das naturwissenschaftliche Studium habe ersparen wollen. „Was die Menschen selbst lernen können, das offenbart ihnen Gott nicht erst; denn das ist gar nicht seine Art; er ist kein Gott, der Trägheit beschützte oder Denkfaulheit begünstigte. Die faulen Gimpel, die die Hände überm Bauch falten, wenn andre Menschen sich abmühen, um im Schweiß ihres Angesichts der Erde das zähe Geheimnis*) ihrer Vergangenheit abzurufen, die mit frommem Augenverdrehen jeden fröhlichen Wind der Wissenschaft fürchten und ängstlich die Fenster schließen, wenn solch ein Wind in das Palatium ihres vermeintlich frommen »sich abschließen gegen die Welt« hineinzuwehen droht, die sind schon ganz und gar nicht nach seinem Sinn.“ Seine Erklärung des ersten Kapitels der Genesis ist wunderschön. Denen, die sich einbilden, Kopernikus habe die anthropozentrische Weltanschauung unmöglich gemacht, sagt er, was ihnen vor einigen Jahren in den Grenzboten gesagt worden ist, daß bei der Relativität aller Bewegung jeder Stern, auch die Erde, als der feststehende Mittelpunkt des Weltalls gedacht werden kann. Wenn nun aber die ersten Verse der Genesis Dichtung sind, selbstverständlich ein göttliches, tiefe Wahrheit enthaltendes Gedicht, warum soll da alles übrige, wie der Verfasser will, strenge Geschichte sein? Solche kindische Einwendungen wie die: woher denn Kain sein Weib genommen habe, widerlegt er zwar in ganz befriedigender Weise, aber die eigentlichen Schwierigkeiten, die teils auf dem Gebiete der Psychologie, teils auf dem der Kulturentwicklung liegen, und von denen einige bei verschiedenen Gelegenheiten in den Grenzboten angedeutet worden sind, berührt er gar nicht. Wie wenig er an diese Schwierigkeiten gedacht hat, beweist gerade seine Abhandlung über Kains Weib. Natürlich kann dieses Weib nur eine seiner Schwestern gewesen sein. Geschwistertehen, meint er, seien in der Urzeit keine Blutschande gewesen. Denn die Blutschande bestehe darin, daß einander ganz ähnliche sich vermischen, was dem Grundgesetz der Ehe, die eine polare Ergänzung von Entgegengesetzten sein solle, widerspreche. Nun sei aber der Begriff der Menschheit in der Urzeit erst in so wenigen Exemplaren verwirklicht gewesen, daß diese Exemplare die größten Verschiedenheiten aufgewiesen hätten, und Sem, Ham und Saphet z. B. einander nicht ähnlicher gewesen seien als heut die Menschen der von ihnen abstammenden verschiedenen Rassen; Kinder ein und desselben Elternpaares seien so verschieden von einander gewesen, wie etwa Germanen und Semiten. Das ist nun eben sehr zu bezweifeln,

*) Zähe wäre wohl nicht das Geheimnis zu nennen, sondern die Erde, die es nicht herausgeben will.

weil es aller Erfahrung widerspricht; denn diese zeigt, daß die Verschiedenheiten teils durch lange Zeit einwirkende klimatische Einflüsse, teils durch gesellschaftliche Differenzirung, teils durch Mischung der so geschaffnen Verschiedenheiten entstehen, und die Wahrscheinlichkeit spricht daher für große Ähnlichkeit der Kinder der Armenischen: wie denn auch heute noch bei den Naturvölkern alle Kinder eines Elternpaares einander zum Verwechseln ähnlich zu sehen pflegen, während bei den Kulturvölkern mitunter die Kinder einer Familie so starke körperliche und geistige Verschiedenheiten zeigen, daß sie nach jener Theorie ganz gut unter sich heiraten könnten. Eine Schwierigkeit, die auf einem ganz andern Felde liegt, hat Ich Schachefeth in wahrhaft genialer und mich wenigstens überzeugender Weise gelöst: wie das abscheuliche Buch Esther in den Kanon aufgenommen werden konnte. Aus diesem Buche, führt er aus, spreche der echte, reine und unverfälschte, unveredelte Judengeist, der Geist der Sinnlichkeit, Habsucht, Herrschsucht und zügellosen Nachsucht; es zeige daher, wie die jüdische Nationallitteratur aussehen würde, wenn sie nicht vom göttlichen Geiste beeinflusst worden wäre. Es sei auf dem göttlichen Weltgemälde das Stück Staffage, das Stück kleinen Menschentums, woran man die Höhe der göttlichen Berge und die Größe der himmlischen Gewächse dieser Landschaft zu messen vermöge.

Wo der Verfasser über praktische Gegenstände spricht, fördert er durchweg gesunde Anschauungen zu Tage. So verurteilt er z. B. die verrückten Temperenzler nicht weniger entschieden, wie die Anwälte des Suffs, die aus der Bibel beweisen wollten, daß dieses Laster eigentlich eine Tugend sei; in Beziehung auf die deutsche Strafgesetzgebung über den Ehebruch bemerkt er ganz richtig, daß sie eine Farce sei, und vom Duell sagt er ebenso richtig, daß es nur auf Grund des Neuen Testaments für Sünde erklärt werden könne, während es nach der natürlichen Moral gerechtfertigt sei, daß daher die Liberalen und die Sozialdemokraten, die nur eine natürliche, keine geoffenbarte Moral anerkennen, kein Recht hätten, sich dagegen zu ereifern. Die verletzte Familienehre z. B. mit dem Schwerte zu rächen, sei nach den Grundsätzen der natürlichen Moral des Mannes würdig und sogar Pflicht für ihn, und geschehe es in ritterlichen Formen, so sei vollends nichts dagegen einzuwenden. Die Engländer und Amerikaner, die das ritterliche Duell verschmähen, hätten dafür das Duell in seiner ursprünglichsten und rohsten Form: die Prügelei, und sie hätten noch etwas schlimmeres: die Preissausstkämpfe, bei denen der Telegraph dem blutdürstigen Publikum über jedes ausgestochne Auge, jede zerquetschte Nase, jede gebrochene Rippe berichte, und bei denen nicht, wie in Olympia, um einen Ehrenkranz, sondern um Geld gekämpft werde.

Nach alledem könnte ich zwar mit dem Deutschamerikaner Arm in Arm durchs Leben wandeln, aber leider würde er für die angebotene Begleitung danken, denn ich gehöre zu den seiner Ansicht nach Verlorenen, denen er ihren

Platz in der Hölle anweist. Ich bin nämlich kein Wiedergeborener. (Wenn solche, die die innerliche Erfahrung der Wiedergeburt an sich gemacht zu haben glauben, sich ihrer, natürlich zur Ehre Gottes, rühmen, warum sollten da solche, die sie nicht gemacht haben, das nicht offen eingestehen? Um einigermaßen zu wissen, wie weit eigentlich das Christentum in diesem Sinne reicht, um seine Geographie und Statistik zu gewinnen, müßten sich alle Wiedergeborenen und Nichtwiedergeborenen bei der Volkszählung melden.) Und zwar dürfte ich zu einer bestimmten vom Schwindsuchtzmanne sehr genau gezeichneten Klasse derer gehören, die der Hölle zuwandeln. „Der Menschheit schlimmster Feind ist die aurea mediocritas, die vergoldete, gleißende Lüge von der »goldnen« Mittelstraße.“ Die sei eine besonders nichtswürdige Erfindung des Teufels und so erfolgreich, „daß es hienieden schier wimmelt von der goldnen Mittelstraße, den ob ihrer Schlaueit schmunzelnden Halben. Auf dem Wege gehen die wohlgenährten, wohlgeehrten, wohlgelehrten Herren, denen die Bekehrung eine Einbildung, eine fanatische, extreme Forderung religiöser Schwärmer ist, die überall Pietismus, Frömmerei wittern, denen jedes Mysterium wie alle Mystik auf den Tod verhaßt ist usw.“ Nicht alles in dieser Beschreibung paßt auf mich. So z. B. schmunzele ich nicht ob meiner Schlaueit, aber ein Halber bin ich allerdings vom Standpunkte der Bekehrten aus, weil ich für meinen eignen Bedarf einen Kompromiß zwischen Gott und Welt geschlossen habe. Auch sind mir Mysterien und Mystik keineswegs auf den Tod verhaßt, aber ich gestehe offen ein, daß ich nicht mystisch angelegt bin, daß ich die jenseitigen Mächte zwar manchmal in der Leitung meines Schicksals verspürt, aber niemals mit Augen oder Ohren oder in Verzücungen oder Wiedergeburtsswehen wahrgenommen habe; und ich glaube einerseits nicht, daß alle der Hölle verfallen sind, denen das Organ zur Wahrnehmung des Jenseitigen fehlt — bilden sie doch die ungeheure Mehrheit —, während ich andererseits überzeugt bin, daß in der That zwar nicht alles, aber sehr vieles von dem, was uns aus dem Gebiete der Mystik berichtet wird, bloß Einbildung ist. Bei der geringen Anzahl von Personen, denen man glauben darf, wenn sie von ihrer Bekehrung sprechen, erscheint es mir nicht wahrscheinlich und der Heiligkeit und Güte Gottes nicht angemessen, daß sich die Wirkung der Erlösung auf sie beschränken sollte; wo aber massenhaft und sozusagen fabrikmäßig Bekehrungen gewirkt werden, wie bei den Methodisten und der Heilsarmee, da scheint mir nicht das wirkliche Christentum, sondern nur sein Zerrbild zu sein. Ritschl ist, als einer der theologischen Führer auf dem „bequemen Mittelwege,“ ein Gegenstand grimmen Hasses für unsre Wiedergeborenen. Sollte nicht am Ende der Umstand, daß sich Ritschls Vater als Generalsuperintendent von Pommern genötigt gesehen hat, altlutherischer und methodistischer Schwärmerei entgegenzutreten, zur Entzündung dieses Hasses einiges beigetragen haben?

Der Iſch Schachefeth hatte, wie er II, 176 mittheilt, im Alter von ſechszehn Jahren ſchon Strauß und Feuerbach verdaut und Schopenhauer und Hartmann wenigſtens mit Heißhunger verſchlungen. Da iſt es denn kein Wunder, daß er ſchon in den zwanziger Jahren ſeines Lebens vom intellektuellen Kaſenjammer befallen wurde, wie Tolſtoi inſolge ganz anderer Studien vom moralischen, und daß die Umkehr zum Glauben unter jenen heftigen Erſchütterungen vor ſich ging, die ihm als eine Wiedergeburt erſchienen. Worin nun aber dieſe Wiedergeburt eigentlich beſteht, davon kann ſich einer, der ſie nicht ſelbſt an ſich erfahren hat, nun einmal keine Vorſtellung machen. So viel ſieht man auf Seite 235 des erſten Bandes, daß es dazu gehört, „dem natürlichen Menſchen zu entſagen,“ was aber doch wohl, da die Wiedergeburt ein Werk Gottes und unverdiente Gnade ſein ſoll, nicht ſo zu verſtehen iſt, als ob der Menſch nur den Entſchluß zu faſſen brauchte, und die Entſagung damit vollzogen wäre. Mag nun aber dieſe Entſagung durch einen menſchlichen Willensakt oder durch ein von Gott gewirktes Wunder zuſtande kommen, jedenfalls kann ich mir nichts andres darunter denken, als die katholiſch-aſketiſche Weltentſagung, was freilich der Wiedergeborene lebhaft beſtreiten wird, denn er haßt den Katholizismus womöglich noch ſtärker als den armen Niſchl und geht in der Ungerechtigkei gegen ihn ſo weit, daß er bei der Prüfung der verſchiednen Anſichten von der Rechtfertigung die tridentiniſche einer beſondern Berücksichtigung gar nicht wert erachtet; hätte er das ſiebente Kapitel geſehen — er ſcheint zu glauben, daß das Konzil nichts andres als Anatheme erlaſſen habe —, ſo würde er eine gar nicht üble Beſchreibung der Rechtfertigung gefunden haben, die zugleich eine Beſchreibung der Wiedergeburt iſt, aber natürlich, als bloße Beſchreibung, dem nichts nützt, der nicht die Sache an ſich erfahren hat. Daß man dem natürlichen Menſchen entſagen müſſe, davon ſteht nichts in dieſer Beſchreibung; der Lutheraner aber fordert es, und wenn die Forderung einen Sinn haben ſoll, ſo ſchließt ſie auch den Verzicht auf die Ehe ein, denn die iſt und bleibt nun einmal etwas Natürliches; im Himmel wird nicht gefreit, wie Chriſtus ausdrücklich geſagt hat.

Der Wiedergeborene war erſt 31 Jahr alt, als er dieſe Betrachtungen und Unterſuchungen niederschrieb (II, 173); ſollte er noch 20, 30 Jahre leben, ſo würde er ſich doch vielleicht durch allerlei Lebenserfahrungen veranlaßt ſehen, die ſchroffe Scheidung zwiſchen den vermeintlich Wiedergeborenen, den allein echten Chriſten, und den übrigen, der *massa perditionis*, fallen zu laſſen. Wiederholt bemerkt er, der Weg zur Sünde gehe durch das Schöne. Aber geht er nicht auch durch die Gerechtigkeit? Wie viel Millionen Sünden nicht allein, ſondern Verbrechen werden im Namen der Gerechtigkeit, und meiſtens in der aufrichtigen Meinung, daß es die Gerechtigkeit Gottes fordere, verübt! Und wie ſteht es mit der Liebe? Ich meine nicht die ſinnliche, ſondern z. B. die Eternliebe. Wie weit werden die Gewiſſen, wo es ſich darum handelt,

für die Kinder Vermögen aufzuhäufen, ihnen eine Stellung im Leben zu sichern! Und hat nicht bei allen Völkern allezeit der Patriotismus jedes Verbrechen erlaubt gemacht? Und wie gar erst mit der christlichen Religion? Vielleicht giebt es keine verwerfliche Leidenschaft, die so viel Greuel verschuldet hätte, wie der — meistens ganz aufrichtige — Eifer für Gottes Ehre, für das Seelenheil des Nächsten und für den wahren Glauben. Das tantum religio potuit suadere malorum des edeln Epikureers Lukrez hat ja nur Sinn, wenn es als Prophezeiung der christlichen Kirchengeschichte gefaßt wird; war doch das Opfer der Iphigenie, worauf es der Dichter bezieht, nur eine nicht der Rede werthe Kleinigkeit im Vergleich mit den christlichen Ketzerverfolgungen, Glaubenskriegen, Hexenbränden, Folterkammern und dem Gift, das heute, wo ihnen das Blutvergießen verwehrt ist, die Konfessionen, Sekten und theologischen Schulen gegen einander verspritzen. So dürfte Erfahrung den Wiedergeborenen, der einen sehr klaren Blick hat, mit der Zeit überzeugen, daß der Sünde und dem natürlichen Menschen entsagen so viel heißen würde, als dem Dasein überhaupt entsagen, daß das, was dem Wiedergeborenen als Sünde erscheint, ein unablässiger Bestandteil der Menschennatur, eine Lebensbedingung des irdischen Daseins ist, und daß es Selbsttäuschung ist, wenn er davon frei zu sein glaubt oder auf Erden davon frei zu werden hofft. Gewiß, alles Wissen ist eitel, wie er oft hervorhebt — und doch! wie schätzt und liebt er das Wissen, ebenso die Schönheit! —, und wichtig ist nicht bloß das Wissen, sondern überhaupt alles Irdische, wie die Weisen aller Religionen: Christen, Juden, Heiden und Atheisten, jederzeit anerkannt haben. Aber wenn die Seele einen unvergänglichen Inhalt gewinnen soll, den sie ins Jenseits mit hinüber nehmen kann, so muß er aus diesen Nichtigkeiten gewonnen werden; ohne sie wäre auch die Seele der Allerfrömmsten inhaltlos, d. h. sie wäre, wenigstens aktuell, gar nicht vorhanden, es gäbe Fromme so wenig wie Unfromme. Wo bliebe denn ohne die „Sünde“ dieses Tagebuch des Einsamen, das aus nichts anderm als lauter Kampf gegen die Sünde besteht? Und was wäre seine Seele, wenn sie dergleichen Betrachtungen und Untersuchungen nicht anstellte? Ein Nichts, oder eine bloße animalische Lebenskraft ohne geistigen Inhalt.

Darum irrt er auch, wenn er glaubt, die Masse der Menschen könne immerhin ewig zu Grunde gehn; werde nur „der auserwählte, feuerbeständige, edelste Teil“ der Menschheit gerettet, so sei sie selbst gerettet. (I, 340.) Auch dieser auserwählte Teil birgt all das in sich, wegen dessen die Mehrzahl zu Grunde gehn soll, und hätte er es verloren, wäre es ihm durch ein Wunder ausgetrieben worden, so wäre er nicht die Menschheit, die Verwirklichung der Idee der Menschheit, sondern irgend etwas andres, uns völlig unbekanntes; man könnte daher nicht behaupten, daß die Erlösung gelungen sei. Aber auch schon darum müßte man sie, die Nichtigkeit des orthodoxen Glaubens vor- ausgesetzt, als mißlungen bezeichnen, weil die ungeheure Masse der Menschen

ihrer nicht theilhaft wird. Und wo bleibt denn bei der orthodoxen Auffassung die Liebe? Ist ein Herz, dem das unermessliche Erdeneiend noch nicht genügt, das auch noch gelassen ansehen kann, wie mit Ausnahme eines vergleichungsweise winzigen Häufleins die ganze Menschheit, unzählbare Williardten Seelen, ewigen Qualen verfällt, und das sich dabei seiner eignen zukünftigen Seligkeit zu freuen vermag, ist ein solches Herz ein christliches Herz zu nennen? Und ist ein Gott, der diese Einrichtung getroffen hat, die Verwirklichung der höchsten Gottesidee? Ich kann von der im Neuen Testament als höchste gepriesenen Tugend sehr wenig in diesen Wiedergeborenen finden, die gar nicht an ihre Mitmenschen, einzig bloß an ihr eignes Seelenheil und an die Ehre Gottes denken. Diese ausschließliche Sorge für die eigne Seele ist doch nur eine absonderliche Form der über die berechnigte Selbstliebe hinausgehenden Selbstsucht (der Ich findet es ganz ungehörig, daß man aus der Selbstliebe, die doch nur etwas natürliches sei, eine Pflicht gemacht habe; was macht er denn daraus?), und was die Ehre Gottes anlangt, so meinen wir Weltmenschen, der Allselige und Allmächtige bedürfe unsrer Sorge dafür nicht, gerade durch den orthodoxen Glauben aber, der Gott zum — wir wollen das Wort nicht aussprechen — des größten Theils des Menschengeschlechts macht, sei für diese Ehre recht schlecht gesorgt. Natürlich leugne ich nicht, daß die Orthodoxen ein Recht haben, sich mit ihrer Auffassung von Gott und Erlösung auf die Schrift zu stützen. Wir stoßen hier eben auf unergründliche Geheimnisse. Da aber die Christen über diese Geheimnisse ihre eignen Köpfe figürlich und die ihrer Mitchristen körperlich beinahe zweitausend Jahre lang und immer vergebens zerbrochen haben, so können wir von ihrer Entschleierung unmöglich unser Handeln abhängig machen. Wir mit dem Lämplein unsrer Vernunft suchen unsern Weg durch dieses dunkle Leben und warten ruhig ab, ob es sich am Ende herausstellen wird, daß wir, gleich dem Sohne in dem Beispiel auf Seite 12 des zweiten Bandes, den Willen des Vaters getroffen haben werden. Denn Sicherheit kann darüber bei Lebzeiten niemand erlangen. Das Gewissen sagt uns zwar oft genug, was wir nicht thun sollen, aber läßt uns, wie Herbart einmal bemerkt, meistens vollständig im Stich, wo es sich darum handelt, was wir thun sollen, oder ob wir überhaupt etwas thun sollen. Und beim verbietenden wie beim gebietenden Gewissen bleibt es immer noch ungewiß, ob es wirklich Gott ist, der verbietet und gebietet, oder eine menschliche, vielleicht sehr ungöttliche Autorität; der Katholik hat vor einem Stück Fleisch am Freitag so große, mitunter noch weit größere Angst, wie vor einer Lieblosigkeit oder Ungerechtigkeit gegen den Nächsten (wie viele haben denn überhaupt Angst vor einer solchen?), und vor dem „Sanktissimum“ nicht in die Kniee zu sinken, erscheint ihm als das größte Verbrechen, dem gläubigen Calvinisten das Gegentheil als freventlicher Götzendienst.

Wenn man so orthodox ist, daß man so ziemlich das ganze Menschen-

geschlecht der Hölle überliefern und dabei um der paar geretteten Stillen im Lande willen Gott den Schöpfer und Gott Sohn den Erlöser preisen kann, dann sollte man eigentlich nach den Segnungen, die allezeit vom Christentum fürs Volksleben erwartet worden sind, gar nicht fragen; was liegt denn daran, ob dieses Sünderpack, das dazu bestimmt ist, eine Ewigkeit in der Hölle zu braten, ob das während der kurzen Spanne seiner Erdenzeit ein wenig menschlicher oder ein wenig viehischer lebt? Aber der Fsch hat ein viel zu warmes Herz und hegt trotz seiner grundsätzlichen Richtung auf das Jenseits ein viel zu lebhaftes Interesse für alle irdischen Nichtigkeiten, als daß er nicht ängstlich bemüht sein sollte, den Nachweis dieser Erlösung, den schon unzählige Apologeten zu führen versucht haben, auch seinerseits zu führen. Wie oft habe ich selbst ihn früher geführt! Aber es gehört zu den schmerzlichsten Erfahrungen, die mir anhaltende Beschäftigung mit der Weltgeschichte und Beobachtung des Lebens bereitet haben, daß alle diese Beweise ziemlich hinfällig sind. Der Lutheraner schließt eine Schilderung der Sittenverderbnisse unsrer Tage, wobei auch die heutigen Zirkusaufführungen erwähnt werden, mit den Sätzen: „Wie zur Zeit des kaiserlichen Roms geht der Hang zur Grausamkeit, die Freude an blutigen Greueln, das Zeichen einer altersschwachen Nation, durchs ganze Volk. Gerade wie damals tritt die Frau aus ihrer verborgnen häuslichen Stellung heraus und in die Öffentlichkeit hinein. Gerade wie damals wird das foeticidium zur Landesitte. Seht, das ist Humanität, rein und unverfälscht, das ist Menschentum, wenn es sich selbst überlassen wird.“ Um Vergebung! Allen Menschen unsrer Zeit sind, in Deutschland wenigstens, Katechismus und biblische Geschichte eingeleut worden, und der moderne Staat wendet seine gewaltigen Machtmittel an, um dem Volke den in der Jugend eingepflanzten oder eingeleuten Glauben zu erhalten. Dagegen war die Humanität der Alten in der That die Frucht eines sich selbst überlassenen Menschentums, und die hat denn doch ein wenig anders ausgesehen als das Leben der Millionäre und des Pöbels der Weltstadt Rom in der Kaiserzeit. Jahrhunderte lang hat es bei ihnen kein foeticidium gegeben (und keine Ehescheidung!), ist die Frau, ohne Sklavin zu sein, aus der stillen Häuslichkeit nicht herausgetreten, und hat das Volk keine Freude gehabt an blutigen Greueln. In Xenophons Symposion läßt ein „Artst“ seine kleine, nur aus einem Knaben und einem Mädchen bestehende Gesellschaft auftreten. Bei einem Messerspiel fürchten die Gäste, das Mädchen könne verwundet werden, und Sokrates sagt dem Künstler, der Anblick von Körperverrenkungen und von gefährlichen Spielen bereite einer heitern Tischgesellschaft kein Vergnügen; er möge sich auf Tänze und Pantomimen beschränken, bei denen man sich an der Schönheit und Anmut der Kinder erfreuen könne. In den heutigen Zirkussen und Variététheatern ergötzt sich das Publikum an den gefährlichsten Messerspielen, an den haltsbrechendsten Luftsprüngen, und im Wintergarten des Zentral-

hotels in Berlin, einem Lokal, wo „nur die beste Gesellschaft“ hinkommt, habe ich kürzlich folgende Barbarei gesehen. Ein Mädchen hing mit den Füßen an der Decke und hielt, wie das heute üblich ist, das Neck in den Händen, an dem ihre Geschwister turnten. Das möchte noch hingehen; aber nachdem sie schon gehörig hergenommen worden war, hängte sich der Alte, ein großer, starker Mann, an das Neck und schwang sich daran in gewaltigen Bogen über die ganze Bühne; und dann — nahm er noch die beiden Kinder an sich, sodasß das an den Füßen aufgehängte Mädchen drei Personen, darunter einen schweren Mann, zu tragen hatte; und das Publikum, anstatt mit entrüstetem Pfui die Einstellung dieser völlig sinn- und zwecklosen Menschen-schinderei zu fordern, klatschte rasenden Beifall. Soll ein Zweck erreicht werden, so kann es doch nur der sein, zu ermitteln, welchen Grad von Zerrung ein aufgehängter Mädchenleib aushält, ohne zu zerreißen. Ärzte mögen sagen, ob nicht bei einem solchen angehängten Gewicht das Zerreißen der Glieder sehr möglich und ein Zerreißen innerer Teile höchst wahrscheinlich ist.

Es versteht sich, daß der Lutheraner auch die soziale Frage von seinem Standpunkte aus beleuchtet. Mit seiner Auffassung hat er nun sowohl Recht als Unrecht. Mit Blut und Eisen, d. h. mit dem Kreuzestode Christi, und durch die christliche Liebe läßt er die soziale Frage ein für allemal gelöst sein. Das ist richtig, sofern man sie auffaßt als eine Frage zwischen zwei einzelnen Menschen verschiedener Stände oder Klassen. Es ist selbstverständlich, daß die stets ein befriedigendes Verhältnis zwischen sich herstellen werden, wenn sie von christlicher Gesinnung beseelt sind, und es ist auch richtig, daß es der christliche Seelsorger und Prediger hauptsächlich — ob allein, darüber läßt sich streiten — mit dieser sozialen Frage zu thun hat, die nur eine, und die in allen Völkern und Zeiten dieselbe ist. Aber mit dieser sozialen Frage haben es die Staatsmänner, die Behörden, die gesetzgebenden Versammlungen und die Professoren der Nationalökonomie eben nicht zu thun, sondern mit einer Anzahl von Einzelfragen, über die Paulus nichts geschrieben hat. Zur Beantwortung der Frage, ob die Gänseeinfuhr aus Rußland zu verbieten sei, kann uns weder das Neue Testament noch das erleuchtete Gewissen eines Wiedergeborenen etwas helfen, und doch ist dies eine soziale Frage, denn jede wirtschaftliche Frage ist zugleich eine soziale, weil von ihrer thatsächlichen Beantwortung das Wohl und Wehe gewisser Volksschichten abhängt. In noch stärkerem Grade gilt das natürlich von den noch wichtigeren Fragen, z. B. von den Kolonialfragen, von der Frage, ob schrankenlose Volksvermehrung wünschenswert sei, von den Fragen der Gewerbe-, der Fabrik-, der Bergwerks-gesetzgebung, von Zoll- und Steuerfragen, von den Fragen der Strafrechtspflege, der Agrarverfassung usw. Wenn die wirtschaftliche Entwicklung ein paar hunderttausend Menschen in den Zustand versetzt, worin sich das schwärzeste London befindet, dann ist sogar für sie jene eine Frage, mit der es die Geistlichkeit

zu thun hat, gar nicht vorhanden. Denn erstens giebt es für sie gar keine Verhältnisse, in denen irgend etwas nach christlichen Grundsätzen zu ordnen wäre; sie bilden zusammen einen Sumpf, keine menschliche Gesellschaft. Und zweitens wird von den menschlichgestaltigen Schlammklümpchen, die den Sumpf bilden, die frohe Botschaft des Neuen Testaments gar nicht verstanden; sie müßten erst aus ihrem untermenschlichen Dasein emporgehoben und zu Menschen gemacht werden, wenn sie fähig werden sollten, der Predigt vom christlichen Übermenschentum auch nur einen Augenblick ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Daß diese Art von Erlösung versucht werde, dazu kann ja nun freilich christliche Liebe treiben, aber die Mittel der Erlösung einer Volksmasse aus untermenschlichen Zuständen sind durchaus weltlicher, volkswirtschaftlicher Natur. Der Verfasser täuscht sich auch, wenn er glaubt, daß es das Christentum sei, was die Sklaverei beseitigt habe. Die mittelalterliche Hörigkeit ist schon im römischen Reiche vorbereitet worden durch die Institutionen des *Colonatus* und der *glebae adscriptio*, allerdings in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, aber in rein heidnischen Kreisen, die vom Christentum gar keine Kenntnis hatten, bloß in Folge des Umstandes, daß die Bewirtschaftung der Latifundien mit Sklaven zuerst unrentabel und zuletzt unmöglich geworden war. Und so oft in der christlichen Zeit die wirtschaftlichen Bedingungen für die Sklaverei wiederkehrten, ist diese selbst wiedergekehrt. Hätten sich nicht die Engländer im Anfange unsers Jahrhunderts, nachdem sie den größten Teil ihres eignen Plantagenbesitzes verloren hatten, durch die von ihren Konkurrenten beibehaltene Sklaverei geschädigt gefühlt, so würden sie niemals für die Abschaffung der Sklaverei geeifert haben, und hätte nicht der größte und geistig regsamste Teil der Bewohner der Vereinigten Staaten ein materielles Interesse an der Abschaffung der Sklaverei gehabt, so würde diese allen Methodistenpredigern und allen gerührten Lesern von Onkel Toms Hütte zum Trotz heute noch fortbestehen. Darum wird der Menschenfreund zwar die Hilfe, die ihm die christlichen Prediger durch Verbreitung einer feinen Bestrebungen günstigen Gesinnung leisten, dankbar annehmen, von dieser Gesinnung allein aber die zum Wohle der Menschheit notwendigen Umgestaltungen niemals erwarten. Gewiß verkennt der Geistliche seine Pflicht, der auf der Kanzel Nationalökonomie treibt, aber viel Schaden kann er nicht anrichten. Dagegen würde ein leitender Staatsmann, der den christlichen Prediger spielen und darüber das Studium der wirtschaftlichen Zustände und ihrer Ursachen versäumen wollte, gerade solchen nicht wieder gut zu machenden Schaden anrichten, wie die spanischen Könige, die sich vor allem zur Ausrottung der Ketzer berufen glaubten, und die Eiferer für die drei Arten von Rechtgläubigkeit unter den deutschen Fürsten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Und so ist denn zwar alles, was unser Lutheraner über diesen Gegenstand sagt, wahr und schön, z. B. daß die Kirche nicht berufen sei, dem Kapitalis-

mus als Hof- und Kettenhund zu dienen, daß der reiche Mann im Evangelium gar kein schlechter Mensch, ja sogar ein guter Kerl gewesen sei und in unsrer Zeit wahrscheinlich einen Sitz im Kirchenrat bekommen hätte. Aber das alles ist seit achtzehnhundert Jahren millionenmal gesagt worden (wird es zu manchen Zeiten und an manchen Orten nicht gesagt — desto schlimmer für die Kirche!), und wie es die Entstehung der sozialen Übel unsrer Zeit nicht hat verhüten können, so kann es sie auch nicht heilen.

Noch gar vieles giebt es in diesem merkwürdigen Tagebuche, was zunächst zwar den Theologen, dann aber auch den Philosophen, d. h. jeden denkenden Menschen angeht, aber wenn wir auf das alles eingehn wollten, so würden wir kein Ende finden. Zum Schluß wollen wir die Hauptdifferenz zwischen dem Lutheraner und uns auf folgende Weise schlichten. Er sagt II, 32 von Kant, das Jenseitige, das ihm hätte Erfahrung werden müssen, sei ihm Einbildung und Fiktion geblieben, „weil er nicht wagte, zu fliegen.“ Auch wir — ich spreche im Namen von Millionen — wagen nicht zu fliegen, aus einem sehr guten Grunde: weil wir keine Flügel haben. Wir verachten weder die Flügelwesen unter den Menschen noch verspotten wir sie; wir schauen solche mit Ehrfurcht, die behaupten, sich über die Erde erhoben und einen Blick in den Himmel gethan zu haben, wosern ihre Persönlichkeit und ihr Leben diese Behauptung nur einigermaßen glaubhaft macht; aber wir können von ihnen verlangen, daß sie uns nicht schlechter behandeln, als es unser Herrgott thut, der uns ohne Flügel geschaffen hat und sich seit der Sündflut (1. Mose 8, 21) unser irdisches Treiben gefallen läßt.



Der Rede Sinn



in Bekannter von mir wurde einst als Mitglied eines Kollegiums in einer Sitzung interpellirt, wie er das und das gemeint habe, und antwortete nach kurzem Besinnen: „Nun, ich habe absichtlich eine gewisse Latitüde gelassen.“ Das Wort erregte große Heiterkeit und ist mir seither oft wieder in den Sinn gekommen.

Dauidets Numa Roumestan verspricht als demnächstiger Abgeordneter dem einen seiner Provinzgenossen dies, dem andern das und vielen nach einander eine Tabakstrafit, und als ihn seine gewissenhaftere Frau ängstlich fragt, woher er denn alle die Trafiken nehmen wolle, meint er: „Beunruhige dich nicht, liebes Kind, hier im Süden haben alle Worte immer nur einen relativen Sinn.“